

Saaleische Zeitung.

Anzeige-Gebühren für die Saaleische Zeitung...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Dienstag 17. November 1896.

Seitener Druck: Berlin SW. Gewandweg 11/12.

Centrifugales Reich.

\* Kaiser Wilhelm hörte gestern Vormittag von 9 Uhr ab den Vortrag des Chefs des Finanzbureaus...

\* Zum Beschleunigen der deutschen konstitutionellen Partei, der wir schon wiederholt erwähnt...

\* Der „B. Z.“ zufolge sind die Meldungen, dass demnächst ein „neuer Staat“ zu erwarten sei...

\* Gegenüber der Nachricht der „Amberger Volkszeitung“ über die Nichtbestätigung eines Ehrengerichtsrats...

\* Der Antrag, die beiden völkerverfeindlichen Interpellationen über das Zuel und den Fall Bräutigam in der Begründung und Beantwortung zu verbinden...

\* Als sich heute zwischen der Frage der Beilegung oder doch wenigstens Einigung zwischen dem Zuel und der Reichsregierung...

lebhaftes Wollen schlagend, als gesehen, da die ultramontan-fröhenjünglingsdemokratische Verberührung ein Hochgericht über Otto von Bismarck abzuhalten sich anstrebten...

Sehen sich in dieser Beziehung die Herren, die dem Centrumsbanner oder der demokratischen Heerpunkte folgen, durch die Reiter der nationalen Parteien völlig aus ihren Positionen geworfen...

Auch der weiteren Ansicht der Interpellanten, den Altreichsfänger darum ins Unrecht zu setzen, weil er durch die Entbillungen des Niedererlassensvertrages die Gegenwart in peinliche Verdrängung gebracht...

Ein Schlag ins Wasser, das ist somit das Gegenstück des geistigen Tages gemessen für diejenigen, die den Altreichsfänger von dem tagenden Saal, auf den ihn des deutschen Volkes Verleugung und Verberung gestellt...

die in Entzision sich zu haben bedachten und nun zu ihrer Beilegung einen kläglichen Niedergang antreten mußten. Als Sieger ist Fürst Bismarck aus dem wüthen Kampf hervorgegangen...

Nachlese lassen wir den zusammenfassenden Bericht des geistigen Sitzungstages folgen.

Berlin, den 16. November. Mit lebhafter Spannung hat die Öffentlichkeit der heutigen Montagsitzung entgegengekehrt. Mancher Schwärmer der Rechten hat erst heute erfahren, wie viel Fremdschaff er in den deutschen Lenden besitzt...

Die Antwort war lebhaft Zustimmung von der äußersten Rechten bis links herüber. Groß war die Heberforderung, als um Dr. Lieber, der bis dahin das Haupt auf die Brust gegen, still dagehien, sich erhob und die Beantwortung der Interpellation beantragte. Seine Rede klang nach den Er-

Des deutschen Reiches Gründer auf der parlamentarischen Auftragsbank.

Seit jenen unheilvollen Morgenstunden, da das Unfassbare, Unberechenliche, Unerklärliche eintrat, daß Fürst Bismarck weichen mußte von jener Stätte, von der aus er mit eherner Faust eingegriffen hatte in der Weltgeschichte...









(Nachdruck verboten.)

## S h u l d i g.

14) Roman aus dem Englischen von Frank Barrett.

Nach dieser Unterredung verfügte sich der Kapitän, wie seine Braut geahnt hatte, in die Gartenanlagen.

Dorothea rief ihn leise beim Namen, er blickte auf und sie lächelte ihm beglückt zu. Seltsamerweise ging er zu demselben Rosenbusch, von welchem sie die Blüten gepflückt hatte, brach einige der schönsten Rosen ab, zog die Stengel durch seinen Ring und warf das Gewinde in ihr Fenster.

„Das ist ein gutes Omen,“ dachte sie, und schleuderte ihm die früher gepflückten Blumen zu, um welche sie eine Haarlocke gewunden hatte.

Er fing sie auf und küßte sie immer und immer wieder, daun unterhielten sie sich in leisem Liebesgeflüster und das ganze Haus lag schon in tiefem Schlaf, während sie, Zeit und Ort vergessend, Worte des Glückes und der Liebe tauschten.

Am nächsten Morgen waren sie schon zu früher Stunde marschbereit. Dorothea begleitete ihren Bräutigam nach Barston, und dieser versprach beim Abschied, aus Scarborough zu schreiben, damit sie sich zu rechter Zeit mit ihrem Vormund dorthelbst einfinden könnte.

In ihrem Eifer, ihrem Bräutigam in seiner Abwesenheit einen Beweis ihrer Liebe zu geben, fuhr Dorothea noch am selben Tage nach Beauchamp Moat.

Dort wurde sie von Thomas empfangen und erhielt den Bescheid, daß Mrs. Norman nicht zu Hause sei und auch nicht die Post hinterlassen habe, wann sie zurückkehre.

„Wie schade,“ dachte Dorothea, „ich hätte Valentin so gerne einen Gefallen erwiesen, und nun endet es mit einem Fehlschlag.“

Abends lief eine Depesche von dem Kapitän ein, in welcher er seiner Braut mittheilte, daß sich Mrs. Bromley's Befinden verschlimmert habe und es ihr unmöglich sei, London in der nächsten Zeit zu verlassen.

Es ergriff sie wie eine Vorahnung künftigen Leides, sie konnte sich nicht fagen, woher das Unglück hereinbrechen würde, aber sie fühlte ihr Herz beklommen wie noch nie.

Sie sprach ihrem Bräutigam in einer Depesche ihre Theilnahme aus und wiederholte ihm zu Liebe am nächsten Tage ihren Besuch in Beauchamp Moat.

Wieder wurde ihr die Nachricht zutheil, daß Mrs. Norman abwesend sei. Sie ließ ihre Visitenkarte zurück und da es ihr nicht einfiel, daß hier vielleicht eine Absicht vormalten könne, sprach sie Nachmittags noch einmal vor, doch mit demselben ungünstigen Erfolge.

„Vielleicht wurde Mrs. Norman nach London berufen, bei dem kritischen Zustand von Mrs. Bromley ist dies leicht möglich,“ dachte sie.

„Ist Mrs. Norman vielleicht fortgefahren?“ fragte sie. „Das kann ich Ihnen nicht fagen,“ erwiderte Thomas. „Meine Befehle gehen nur so weit, jedem Besucher mitzutheilen, daß Mrs. Norman nicht zu Hause ist.“

Das junge Mädchen schüttelte befreundet das Haupt. Zu Hause angekommen, drückte sie in einem Brief an Mrs. Norman den Wunsch aus, dieselbe zu sehen, und stellte die Frage an sie, wann dies möglich wäre.

Sie übergab den Brief einem Bauernburschen und hieß ihn auf Antwort warten. Er kehrte mit leeren Händen zurück.

„Ein junger Mann nahm den Brief und kam nach einigen Minuten mit dem Bescheid zurück, daß hier nichts zu machen sei,“ berichtete der Bursche.

Dorothea wußte sich nicht zu helfen.

Eine Depesche des Kapitans brachte die Bestätigung, daß seine Mutter ernstlich krank war und das Bett hüten mußte; Seiner Pflegegeschwester erwähnte er nicht.

Dorothea fürchtete, ihn durch die Darstellung der Thatſachen zu betrüben, und versuchte noch einmal, sich Mrs. Norman zu nähern.

Als sie in Beauchamp Moat vorfuhr, wurde sie von Thomas mit einem unverkündeten Lächeln begrüßt, denn er dachte:

„Sie ist nicht abzuschütteln.“

Laut aber sagte er, ohne seine Stellung zu verändern:

„Nicht zu Hause.“

„Haben Sie keine Botschaft für mich?“ fragte Dorothea.

„Nein.“

„Haben Sie Mrs. Norman ausgerichtet, daß ich mehrere Male hier war?“

„Ja.“

„Dann hat sie Beauchamp Moat wohl gar nicht verlassen?“

Thomas schwieg.

„Warum weigert sie sich, mich zu empfangen?“ dachte Dorothea. „Da muß ein tieferer Grund vorliegen. Welch' ein Räthsel!“

## Zehntes Kapitel.

Wenn Mrs. Norman für Dorothea nur Abweisungen hatte, so wurde Dr. Bullen um so freundlicher bei ihr empfangen, und er stellte sich oft bei ihr ein. Weil er durch den Kapitän von der Krankheit ihrer Mutter erfahren hatte kam er, um sie in ihrem Schmerze zu trösten.

Doch fand er sie nicht des Trostes bedürftig, da der Kapitän ihr die Nachricht vorenthalten hatte, und sie nicht wußte, was in London vorging.

Sie war heiter wie früher, ebenso sorgfältig gekleidet, und fand Zerstreuung in mannigfachen Beschäftigungen. Nur manchmal, wenn sie ihren Gedanken nachhing, flog es wie eine Wolke über ihr Antlitz.

Dr. Bullen fragte sie, ob sie den Besuch Miß Howard's empfangen hatte, da er durch Kapitän Bromley von dieser ihrer Absicht unterrichtet worden war.

„Ja, sie sprach hier vor,“ erwiderte Mrs. Norman verlegen, „aber ich wollte sie nicht empfangen. . . Miß Howard ist jung, bei mir findet sie keine Unterhaltung. Ueberdies glaube ich nicht, daß sie mir sympathisch sein würde, und unter diesen Umständen finde ich es überflüssig, ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Ich kann darin nicht mit Ihnen übereinstimmen,“ erwiderte Dr. Bullen. „Es ist wahr, daß Miß Howard jung ist, aber sind Sie es nicht? Der Unterschied von vier bis fünf Jahren, bedeutet nicht viel, und meiner Erfahrung gemäß finden Frauen immer Stoff zum Sprechen. Und was Ihre Gefühle dem jungen Mädchen gegenüber betrifft, würde eine Bekanntschaft mit ihr darüber entscheiden. Es ist ein Unrecht, den Verkehr mit unserm eigenen Geschlecht zu meiden, und darum sollten Sie Miß Howard's Annäherungsversuche nicht zurückweisen.“

„Ich habe noch einen wichtigen Grund, es zu thun,“ sagte sie mit gedämpfter Stimme, indem sie einen scheuen Blick nach der Thür warf. „Mein Gatte widersteht sich dieser Bekanntschaft.“

„Da sind Sie, glaube ich, wieder im Irrthum, denn Doktor Norman hat, so viel ich weiß, dem Kapitän seine Zustimmung gegeben.“

„Das mag sein, aber gegen seinen Willen, und so geringfügig die Sache ist, glaube ich ihm doch einen Gefallen damit zu

ihm, wenn ich davon abstehe. Ich will ja gerne nach seinem Willen handeln, wenn es ihm nur gefällt."

Sie sah mit ihren blauen Weisenaugen träumerisch vor sich hin, ein weicher Zug lag um die zuckenden Lippen.

Dr. Bullen erwiderte nichts. Es war seine Pflicht, ein gutes Einvernehmen zwischen dem Ehepaare nach Möglichkeit zu fördern, er konnte sich nicht entschließen, Edith einen Rathschlag zu geben, der dazu beigetragen hätte, sie ihrem Gatten noch mehr zu entfremden.

"Arme, opferwillige Frau!" dachte er, und seine Verachtung für Dr. Norman wuchs, der die Selbstverleugnung Ediths in allen Stücken ausnützte. "Da liegt mehr zu Grunde, als ein Fremder errathen kann, und es scheint mir nicht unmöglich, daß er bald auch mir den Eintritt wehrt."

Norman trat in diesem Augenblicke ein und als wollte er diesen Verdacht entkräften, begrüßte er den Geistlichen auf das Liebenswürdigste und suchte sich ihm angenehm zu machen.

Dr. Bullen empfing den besten Eindruck von ihm, alle Vorurtheile, welche er ihm entgegengebracht hatte, verslogen angeichts der Freundlichkeit und Vornehmheit, mit welcher Dr. Norman ihn behandelte.

Er suchte vergebens in seinen Zügen den Ausdruck der Schlaueit und Tücke, welchen er bei ihm vorausgesetzt hatte.

Sie sprachen von den verschiedensten Dingen. Dr. Norman wandte sich, was er vorher nie gethan, mit seinen Reden an seine Frau, und als der Geistliche das Haus verließ, begleitete er ihn eine längere Strecke.

"Ich freue mich, daß Ihre Frau gut aussieht," sagte Dr. Bullen.

Mr. Norman schüttelte achselzuckend das Haupt.

"Das ist der schwierigste Fall, der mir vorgekommen ist," sagte er.

"Was fehlt ihr denn?"

"Ihr Leiden ist die Folge einer außerordentlichen Aufregung und kann zu Hypochondrie, ja zu Wahnsinn führen. Ihr Zustand erfordert absolute Ruhe und selbst diese kann ihr Gefahr bringen. Ich glaubte eine Zeit lang sie dadurch zu kuriren, daß ich ihr jede Aufregung fernhielt und bin jetzt selbst irre, ob das die richtige Behandlung ist."

Der Geistliche glaubte in der Stimme einige Ironie zu erkennen, ein Blick auf die Züge seines Begleiters aber überzeugte ihn, daß er sich irrte. Doch insofern er auch anfangs an die Logik dieser Erklärung glaubte, schüttelte er nach einiger Ueberlegung das Haupt.

"Sicherlich wäre die Mittelstraße hier die richtige," sagte er. "Eine Situation, in welcher sie sich ebensoweit von der gefahrdrohenden Aufregung wie von absoluter Abgeschiedenheit befindet."

"Es ist schwer zu definiren, was gefahrdrohende Aufregung heißt, zum Theil ausgeführte Maßregeln sind immer schädlich, das ersehen Sie aus dem Besuche ihres Bruders. Anfangs wirkte er vorthellhaft auf sie ein und dann —"

Er brach ab und warf dem Geistlichen einen bedeutungsvollen Blick zu. Offenbar theilte er die Befürchtung des Geistlichen, daß seine Frau an den Kapitän ihr Herz verloren habe.

Es war ein hartes Thema, und der Geistliche scheute sich es anzuschlagen, darum sagte er nur:

"Sie hat jetzt einen innerlichen Prozeß durchzukämpfen und vielleicht ist das Resultat ein günstiges in Bezug auf ihren Zustand."

"Hoffen wir es," erwiderte er, dem Geistlichen die Hand drückend.

Sie trennten sich. Dr. Bullen ging unzufrieden seines Weges.

"Entweder ich habe ihm Unrecht gethan," dachte er, "oder er hält mich zum Besten."

Nach einer Woche erst wiederholte er seinen Besuch in Beauchamp Moat. Mrs. Normans Aussehen war auffallend verändert. Sie war bleich und mager geworden. Kummer und Leid sprach aus ihrem Antlitze. Jede Bewegung verrieth die Unentschlossenheit einer von Furcht erfüllten Seele.

Ihre Stimme klang nervös, gezwungen und versagte bei jedem Geräusch, das sich von draußen vernehmen ließ.

Dr. Bullen wußte sich diese Veränderung nicht zu erklären. Es giebt Menschen, die unter der Einwirkung der Bitterung leiden, vielleicht gehörte Mrs. Norman zu diesen, und da den ganzen Nachmittag ein heftiger Sturm gewüthet hatte und in der Ferne noch immer der Donner grollte, schrieb er diesem Umstande ihre Umwandlung zu.

"O nein," versicherte sie, "das Wetter übt niemals einen Einfluß auf mich aus."

Als es vier Uhr schlug, erhob sie sich mit der Bemerkung, daß es Zeit sei, ihre Dosis zu nehmen, und wendete sich einem Tischchen zu, auf dem ein Weinglas und eine überdeckte Phiolen standen.

"Nehmen Sie Medizin ein?" fragte Dr. Bullen.

"Ja," erwiderte sie mit zitternder Stimme. "Meine Nerven sind nicht in Ordnung und Norman gab mir dieses Mittel zur Beruhigung, wie er behauptet."

Sie schaute ins Glas, wohin sie mir ein paar Tropfen aus der Phiolen gegossen hatte, dann ließ sie ihr Auge zu den beiden Thüren rechts und links schweifen. Ihr starrer Blick, ihre tiefe Blässe, das Zittern ihrer Hand erschreckten den Geistlichen.

Sie schritt auf ihn zu und sagte mit gedämpfter Stimme:

"Verteilen Sie etwas von Medizin, Dr. Bullen?"

"Nicht viel. Ich hatte nie Gelegenheit, mich damit zu beschäftigen und habe kaum zweimal im Leben medicinirt."

Nichtsdestoweniger nahm er ihr, das Glas aus der Hand und führte es zum Munde.

Das Mittel hatte absolut keinen Geschmack, nicht einmal den nach Pfeffermünz, womit die Chemiker das Widerliche mancher Arzneien maskiren.

Während Dr. Bullen die Mirtur prüfte, hielt die junge Frau ihr Auge mit festem Blicke bald auf die eine, bald auf die andere Thür gerichtet und die Hand nach dem Glase gestreckt.

"Das kann Ihnen nicht schaden," erklärte Dr. Bullen. "Ich hoffe sogar, daß es Ihnen sehr gut thun wird."

Er hielt die Medizin für nichts anderes als destillirtes Wasser und als fingirtes Mittel gegen irgend eine Krankheit, die sie sich einbildete.

Er sollte bald Grund haben, seine Meinung zu ändern.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Zehnpeller.

Humoristische Reise-Skizze von C. von Kropff.

An einem schönen Augustmorgen schlenderte der Referenda von Seeburg gemächlich die weite Halle des Baseler Central-Bahnhofes auf und nieder und beobachtete mit sichtlichem Interesse den hin- und herwogenden Strom der Reisenden, welche, den verschiedensten Nationalitäten angehörend, um diese Jahreszeit das schöne Bergland zu überfluthen pflegen.

Blöglich schien etwas ganz Besonderes seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Mit einem Ruck warf er das Monocle in das rechte Auge, gab mit der Linken den Spitzen seines blonden Miniatur-Bärtchens einen kühnen Schwung nach oben und sah unverwandten Blickes zwei Damen nach, die, augenscheinlich Mutter und Tochter, soeben einem Hotelwagen entstieg waren und nun nach Besorgung ihres Gepäcks dem Willehshalter zuschritten.

"Alle Wetter, das ist ja ein allerliebster blonder Engel, die Kleine im Staubmantel!" sagte er leise vor sich hin und näherte sich gleichfalls dem Schalter, um aufzupassen, wohin die jüngere der Damen die Billets lösen würde.

Auch nach Luzern, das trifft sich ja famos."

Er folgte den Damen durch den Wartesaal auf den Perron und sah, wie sie in ein Koupé erster Klasse des zur Abfahrt bereit stehenden Zuges stiegen.

"Erster Güte, . . . so vornehm sind wir zwar sonst nicht! Allzuviel kann aber die Strafe auch nicht kosten!"

Schnell entschlossen stieg er ebenfalls in den Wagen, in den er die Damen hatte einsteigen sehen, und nahm vis-à-vis von ihnen Platz. Gleich darauf ertönte das Abfahrtsignal und der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

"Soweit wären wir nun, aber wie weiter!"

Herr von Seeburg dachte darüber nach, wie er wohl am gewandtesten ein Gespräch mit den Reisegenossen vom Zaune brechen könnte. Von Zeit zu Zeit gingen seine Augen zu dem hübschen Mädchen hinüber, das sich in das Studio des Bädeters vertieft hatte, indeß die Mutter zum Fenster hinausblickte.

Da kam ihm der Zufall anädig zu Hülfe. Beim Umschlagen einer Seite ließ die junge Dame dem Bädeler einen kleinen Gegenstand entgleiten, der gerade zu den Füßen des Referendars niederfiel. Schnell griff das Fräulein danach, doch zu spät.

denn schon hatte ihr Gegenüber den Gegenstand, eine Photographie, in der Hand und überreichte sie ihr, nicht ohne einen schnellen Blick darauf geworfen zu haben, mit folgenden Worten:

„Gnädiges Fräulein, das nenne ich Zufall! Das ist ja mein guter Freund, der Assessor Wezdorf, dessen wohlgetroffenes Konterfei Ihnen sozusagen als Lesezichen dient! Gnädiges Fräulein sind wohl eine Verwandte von ihm?“

„Seine . . . Schwester.“ kam es etwas zögernd von den Lippen des jungen Mädchens, in dessen Wangen eine dunkle Gluth aufstieg. Die Mutter warf einen erschrockenen, durchbohrenden Blick auf die Tochter und rückte unruhig auf dem Sige hin und her.

„Charmanter Mensch, Ihr Herr Bruder! Wir haben über zwei Jahre beim Landgericht in S. in demselben Dezernat zusammen gearbeitet.“ fuhr der Referendar unbeirrt fort, „wir bewaerten Alle sehr, als er voriges Jahr der Gesandtschaft in Bern zugetheilt wurde. Gnädige Frau.“ wandte er sich dann, den Hut ziehend, an die Mutter, „gestatten Sie, daß ich mich Ihnen bekannt mache: ich bin der Referendar von Seeburg, ein langjähriger Bekannter und Freund Ihres Herrn Sohnes.“

„Sehr angenehm.“ erwiderte die Dame mit leichtem, sehr reservirtem Kopfnicken, welches es zweifelhaft erscheinen ließ, ob diese plötzliche Bekanntschaft ihr auch wirklich sehr angenehm war.

„Verteufelt hochnäsigt, die Alte.“ lautete im Stillen das Urtheil des Herrn von Seeburg, der sich nun wiederum der Tochter widmete. Schnell stieß die Zeit dahin und man war nur wenige Minuten vom Reiseziel entfernt, als plötzlich ein Kontrolleur erschien, um die Billets zu revidiren.

„Wie kommen Sie in diesen Wagen erster Klasse mit einem Billet für die zweite?“ herrichte er den Referendar an, der vor Schrecken das Monocle dem Auge entfallen ließ und sich plötzlich aller seiner Sünden bewußt wurde.

„Sehr einfach! Ich bin in Basel hier eingestiegen.“ erwiderte er mit erkünstelter Ruhe, während die junge Dame sich über das Intermezzo höchlichst zu amüßiren schien.

„Herr, ich habe Sie in Luzern der Bahnhofspolizei behufs Feststellung Ihrer Persönlichkeit zu übergeben, wofern Sie nicht vorziehen, schon jetzt außer der Differenz des Fahrgeldes die bestimmungsmäßige Geldstrafe zu entrichten.“

„Und wie viel beträgt diese Geldstrafe?“

„Dreißig Franken. Dazu die Billettdifferenz von drei Franken, macht zusammen dreiunddreißig Franken.“

Das Gesicht des Herrn von Seeburg war etwas lang geworden und seine Mienen zeigten nicht gerade den gescheitesten Ausdruck, als er langsam nach seinem Portemonnaie in die Tasche griff. Mit sichtlich schwerem Herzen trennte er sich von den drei Goldstücken, die er nach Eintragung seines Namens und des Betrages in das Kontrolrbuch dem Beamten einhändigte.

„Reisen Sie immer so theuer, Herr von Seeburg?“ fragte die junge Dame, als der Beamte verschwunden war, und brach in lautes Lachen aus.

„Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“ erwiderte der Referendar und stimmte mit küßhafter Miene in die Heiterkeit seines vis-à-vis ein. „Aber da sind wir ja glücklich angelangt. In welchem Hotel werden Sie absteigen?“

„Im Hotel National.“

„Dort also auf Wiedersehen!“

Der Zug hielt. Herr von Seeburg besorgte den Damen das Gepäc und geleitete sie dann zum Wagen. Im Hotel angekommen, ruhten die Damen von der Reise aus, bis die Glocke zur Table d'hôte rief.

Herr von Seeburg war wenige Minuten später im Hotel eingetroffen und hatte sich sogleich mit dem Oberkellner in Verbindung gesetzt, um sich bei Tische eines Plazes den Damen gegenüber zu verschern. Diese hatten bereits an der langen Tafel Platz genommen, als er im Saale erschien.

„Die Damen haben wohl noch ein wenig geruht?“ fragte der Referendar, seinen Platz einnehmend, und ließ das Glas dem Auge entfallen, das prüfend über die Gäste hingeglitten war.

„Allerdings, Herr von Seeburg. Hoffentlich haben Sie in zwischen den Schrecken, den Ihnen das unberufene Eindringen des Kontrolleurs verursacht hat, überwunden.“ erwiderte die junge Dame.

„Die Geschichte war in der That momentan etwas unangenehm. Haben Sie für heute Nachmittag noch Ausflugspläne, gnädige Frau?“

„Ja, wir wollen um drei Uhr das Schiff nach Flüelen benutzen und eine Fahrt über den ganzen See machen. Kurz nach neun Uhr sind wieder hier.“

„Würden Sie gestatten, daß ich mich Ihnen anschließen?“ fragte der Referendar, indem er sich mehr der Tochter als der Mutter zuwandte.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, Herr von Seeburg, warum denn nicht?“ entgegnete das junge Mädchen, indem sie ihre großen blauen Augen so eigenthümlich zu ihm aufschlug, daß er sein Herz unwillkürlich schneller pochen fühlte.

Der Oberkellner kassirte die Table d'hôte-Beiträge ein und die Damen erhoben sich. Herr von Seeburg wartete noch einige Sekunden, warf dann hastig einen Blick auf die Uhr und sprang auf, bevor noch die Reihe der Bezahlung an ihn gekommen war. In der Vorhalle traf er die Damen, die sich gerade zu ihrem Ausfluge rüsteten.

„Höchste Zeit, gnädige Frau! In kaum sieben Minuten geht das Schiff! Gestatten Sie, daß ich vorausgehe und die Billets löse.“

Schnell hatte er sich in seinen gelben Paletot geworfen und Hut und Stock ergriffen. Mit langen Schritten stürzte er zum Hotel hinaus, den Quai entlang zum Dampfschiffsplaz.

Nach wenigen Augenblicken waren auch die Damen zur Stelle und das Schiff trat seine Fahrt durch die von leichter Brise gekräuselten smaragdgrünen Fluthen an.

Herr von Seeburg und das junge Mädchen hatten sich dicht an der Railing des Oberdecks niedergelassen und saßen, auf die bequemen Klappstühle zurückgelehnt, die balsamische Luft ein, die von den Bergen herniederströmte. Einige Schritte entfernt saß die Mutter mit leicht geneigtem Kopfe und risirte zum Ergötzen der Tochter ein kleines von Hause her gewohntes Nachmittagschlächchen.

„Dort hinten in der Bucht liegt Rügnacht, gnädiges Fräulein.“ machte der Referendar den Cicerone. „Hier, die steile, baumlose Kuppe ist der Pilatus.“

„Und wo ist der Rigi?“

„Dort hinten vor uns. Der Ort am Fuße ist Bignau.“ Immer schöner wurde die Fahrt, enger und enger schoben sich die Ufer mit ihren Matten zusammen, mächtiger und immer mächtiger thürmten sich die Bergriesen zu beiden Seiten des Sees.

Die drei Reisegenossen hatten sich erhoben und bewunderten, leicht auf die Railing gelehnt, die Großartigkeit der sie umgebenden Natur, ohne etwas von der Unterhaltung zu bemerken, die einige Schritte hinter ihnen von einem Herrn mit zwei uniformirten Beamten der Bundespolizei geführt wurde.

„Bleiben Sie dort am Schornstein stehen.“ instruirte der Herr im Flüsterton die Polizisten. „Ich bin ihm vom Hotel National in Luzern aus gefolgt und habe ihn seitdem nicht aus den Augen gelassen. Er hat sich auch dort ohne zu bezahlen gedrückt. Da hätten wir ja endlich den Schwindler, der schon seit Wochen mit großer Raffinirtheit die Wirthe geprellt hat. Da mir übergebene Signalement stimmt aufs Haar.“

Leise näherte sich der Kriminalbeamte der Gruppe.

„Da hinter Brinnen die steilen Bergspitzen sind die beiden Mythen.“ erklärte Herr von Seeburg, „und da ist der Aegenstein Kapitales Hotel . . .“

„Herr, im Namen des Bundes erkläre ich Sie hiermit für verhaftet.“ unterbrach den Referendar plötzlich eine tiefe Stimme und eine Hand legte sich von hinten schwer auf seine Schulter.

„Hier ist meine Legitimation.“

Bestig erschrocken waren die Damen aufgefahren und einige Schritte seitwärts getreten, während Herr von Seeburg keines Wortes mächtig den Geheimpolizisten anstarrte.

„Sie haben schon seit etlichen Wochen eine Anzahl Wirthe durch ihre Zechprellerei geschädigt. Vor kaum zwei Stunden sind Sie zuletzt aus dem Hotel National in Luzern ohne zu bezahlen verduftet.“

„Herr, was unterstehen Sie sich! Ich . . . ein Zechpreller: Ich bin der königlich preußische Kammergerichts-Referendar und Lieutenant der Reserve von Seeburg! Hier ist meine Karte.“ ermannte sich der so plötzlich Beschuldigte und reichte dem Beamten seine Visitenkarte. „Ich bin allerdings in Hotel National abgestiegen, habe in der Eile auch die Table d'hôte nicht bezahlt.“ setzte er etwas kleinlaut hinzu. „Mein Gepäc aber, das ich per Fracht geschickt habe, trifft heute Abend noch im Hotel ein.“

„Das kann Jeder sagen. Visitenkarten kann man sich überall nach Belieben drucken lassen.“ entgegnete der Beamte streng

„Sie sind nach der der Behörde aufgegebenen Personalbeschreibung der gesuchte Schwindler, jede Verwechslung ist ausgeschlossen. Größe circa sechs Fuß,“ las der Beamte aus seinem Notizbuch vor, „Gesicht bager, Haare blond, Augen blau, Nase und Mund gewöhnlich, kleiner blonder Schnurrbart. Kleidung: grauer Anzug, gelber Sommerpaletot, brauner Hut. Besonderes Kennzeichen: trägt ein Monocle. Sie sehen, es stimmt alles ganz genau, auch das besondere Kennzeichen. Machen Sie also keine unnützen Ausflüchte. Ich erjuche Sie, mir jetzt in Brunnen ans Land zu folgen, widrigenfalls die beiden uniformirten Beamten dort sich Ihrer annehmen werden. Verzeihen Sie,“ wandte sich der Beamte an die Damen, die der Szene sprachlos zugeschaut hatten, „daß ich Sie der Gesellschaft Ihres so überaus interessanten Reisebegleiters berauben muß, Ihre Pretiosen werden sich jedenfalls jetzt in größerer Sicherheit befinden. Empfehle mich Ihnen.“

(Schluß folgt.)

### Allerlei.

Folgender origineller Beitrag zur Frauenbewegung wird dem Hamb. Kor. von einem Freunde eingekendet: „Ein portugiesischer Schriftsteller und Zeitgenosse (J. M. Latino Coelho) schreibt über die Ueberlegenheit der Frauen über die Männer Folgendes: Unter den christlichen Völkern und ganz besonders unter denen im Westen und Süden Europas hat man seit Langem das Gesetz der Ueberlegenheit der Frauen über die Männer angenommen in Allem, worin Anmuth und Liebenswürdigkeit in Frage kommen. Wenn die Frauen politisch und bürgerlich dem männlichen Geschlecht nachstehen, so haben Meinung und Zugeständniß einmüthig gewissemaßen für dies politische Nachstehen entschädigt, indem für sie eine Art Kultus erfunden ward, welcher die höchste Stufe feiner Weltfittte bedeutet und die unerläßliche Ergänzung aller vollendeten Artigkeit ist. Die Frauen halten sich den öffentlichen Angelegenheiten und den Regierungssachen fern; die Barteit und der Wohlstand ihres Geschlechts verbietet ihnen, sich in die politischen Streitigkeiten zu mischen oder den Ehrgeiz der Parteien zu theilen. Die Nationalversammlung ist ihnen verschlossen; man erlaubt ihnen nicht — und zwar zu ihrem Heile —, daß sie an den Wahlen an die Urne treten, um ihre Stimme abzugeben; sie werden nicht zur hohen Volksberatung zugelassen; man verweigert ihnen alle obrigkeitlichen Würden und alle Amtsausübung im Staate. Aber wenn die Herrschaft der Frauen sich niemals auf dem Form oder der Tribüne, noch in „Meetings“ oder Staatskanzleien äußern kann, so ehren sie die Männer und gestehen ihnen freiwillig die unbeschränkte Oberherrschafft zu in den Salons. Da sind sie die Königinnen, die Gesetzgeberinnen, die Richterinnen unserer Handlungen, und die Kunst des guten Tons und des eleganten Verkehrs besteht darin, daß wir uns ihnen anmuthig beugen und sie mit tausend Artigkeiten und Aufmerksamkeit umschmeicheln; daß wir fortwährend thatsächliche Proben davon geben, daß wir in der Dame das Königthum der Schönheit und die Majestät der weiblichen Anmuth verehren.“

Die Vergnügungen einer Kaiserin. Die am 17. Novembe vor 100 Jahren gestorbene Katharina II. von Rußland liebte Scherz und Frohheit, ihre Enkel nannten sie den „Lustigmacher“ und ihrem Sohne Paul und dessen Gemahlin Maria gab sie wegen ihres Ernstes und ihrer Zurückhaltung den Titel „Die schwere Bagage“. Auch derbe Späße reizten sie zum Lachen. So spielten die kleinen Großfürsten und Großfürstinnen mit jungen Offizieren, den Grafen Tschernischeff, Cimpot, den Bagen zc. im Parke von Barskoje Selo kriegerische Spiele, drangen plötzlich auf alte, würdige Höslinge, wie die Fürsten Reswiski und Barjätinski, Graf Stroganoff, Tschertkoff ein und nahmen sie unter Triumphgeschrei gefangen. Die alten Herren, namentlich der Fürst Suboff, wehrten sich tapfer, aber was half ihnen das? Unter dessen sah die Kaiserin da und wollte sich frant lachen. Eines Tages ging sie langsam im Parke von Barskoje Selo spazieren, hinter ihr das Gefolge in großer Gala, zuletzt die Bagen. Es war Sommerzeit und überall lagen auf den Wiesen große Heubauten. Da wandte sich Fürst Suboff an den Bagen Waschiloff, wies auf den General Zwow und flüsterte: „Fassen Sie ihn und werfen Sie ihn auf einen Deuschel.“ Der Bage zauderte, denn Zwow war in voller Uniform, mit allen seinen Orden behängt und stand bei der Kaiserin in großer Gunst. Fürst Suboff aber legte, um den Bagen und seine Kameraden zu ermuntern, der Kaiserin nach einer tiefen Verbeugung ein Hand voll Heu auf die Schulter. Katharina schüttelte lachend die Last ab. Nun war der Bann gebrochen, Hofdamen und Kavaliere warfen und überschütteten sich mit Heu, nicht einmal die alten Staatsdamen, die Gräfin Lewen und das Kammerfräulein Protasoff wurden geschoht, Fürst Barjätinski verschwand völlig im Heu. Den General Zwow packten die Bagen, sie warfen ihn in einen Heubauten, er schreit, er schimpft, es hilft ihm nichts, er wird mit Heu zugedeckt, und endlich ziehen ihn die kleinen Großfürsten und Fürst Suboff an den Füßen heraus. Mittlerweile hatte sich Katharina II. auf eine Bank gesetzt und wollte

sich ausschütten vor Lachen. Oft spielte auch der Hof in ihrer Gegenwart Pränderpiele. Auch hier war der Wig derb und übertrieben. So wurde ein stiller und bescheidener Kammerherr Namens Dlescheff, ein Verwandter Sumoroffs, dazu verurtheilt, einen Turban darzustellen. Graf Cimpot und die Bagen machten ihm einen Turban, kleideten ihn in Ueberzüge, die sie von den Wüßbein genommen hatten, behängten ihn mit Shawls und malten ihm mit angebranntem Kork schwarze Augenbrauen und einen Bart. So führten sie ihn bei der Kaiserin vorbei, die vor Lachen in Thränen zerfloß. Ein andermal traf den Kammerherrn A. Natsholtn das Loos, einen Kranken, und den Grafen Cimpot, einen Arzt zu spielen. Letzterer nahm die Bagen als Gehülfen an. Natsholtn wurde auf das Billard gelegt, bekam einen umgekehrten Stuhl unter den Kopf an Stelle eines Kissens, der Kopf wurde ihm mit einer Serviette verbunden — und die Kaiserin fand diesen „Scherz“ der sogar noch weiter ging, allerliebste.

### Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Als Vorbote des neuen Jahres und zugleich als ein dankbares, wohlfeiles Weihnachtsgeheim hat sich der **Daheim-Kalender** auf das Jahr 1896 (Verlag von Behagen u. Klasing in Bielefeld und Leipzig) wiederum eingestellt, ein vornehm ausgestatteter, inhaltreicher und schon illustrirter Kalender, der sich in jedem Hause als ein lieber Gast einbürgern wird, wo er einmal eingekehrt ist. Neben dem, was ein Kalender bringen muß, bietet der Daheim-Kalender in sorgfältigster Auswahl nur Gediegenes zur Unterhaltung, Anregung und Belehrung. Eine anmuthige, hübsch illustrierte Erzählung „Kleiner Krieg“ hat H. von Krause aus der Chronik von Hildesheim geschöpft. Otto Kunte plaudert über das Reisen als Bildungsmittel, E. Frommel erzählt, wie „zwei eiserne Kreuze“ einander geheiratet haben, und Bernhard Rogge zeichnet Melandthons Lebensbild zur Jubelfeier seines vierhundertjährigen Geburtstags. Zeitgeschichtliche Bildnisse, eine mit trefflichen Porträts verlebene „Todtenschau“, ein eigener „Frauenkalender“ mit Handarbeiten, praktische Abhandlungen und Hauspoesie, „Allerlei Kurzweil“ mit Frödel'schen Spielen für die Jugend, hübsch illustrierte Gedichte, auch lustige Anekdoten und Räthsel, schöne Holzschnitt- und Farbendruckbilder vervollständigen den Inhalt des vornehm kalenders, der sich in seinem freundlichen, soliden Einbände auch äußerlich vortheilhaft einführt.

Ludwig Ganghofer's neuester Hochlandsroman, „Der laufende Berg“, ist in dem soeben erschienenen Heft 12 der „Gartenlaube“ zum Abschluß gelangt. Der berühmte Romanschriftsteller hat zu der langen Reihe seiner trefflichen Werke ein neues hinzugefügt, das sowohl durch Inhalt, wie Formvollendung meisterhaft genannt werden darf. Den höchsten Anforderungen der Kunst völlig Rechnung tragend, verdient „Der laufende Berg“ dennoch ein volkstümliches Werk genannt zu werden. Als ein Gegenstück zu diesem im süddeutschen Gebirge spielenden Roman erscheinen „Die Geschwister“ von Philipp Wengert. Der letztere Roman führt uns in das moderne großstädtische Leben der höheren Beamtenkreise ein. Der Autor zeichnet seine Gestalten klar und sicher, selbst die kleinsten Züge sind darin dem Leben abgelauscht und die Tendenz ist eine gute; sie wendet sich gegen das Haschen nach äußerem Schein, hinter dessen Glanz sich nur leeren das wahre Glück verbirgt. Außerdem bringt noch die „Gartenlaube“ einen Beitrag aus der Feder der berühmten Marie von Ebner-Eschenbach. „Ein Verbot“ ist der Titel des ergreifenden Kulturbildes, das eine wahre Perle echt dichterischer Darstellung bildet. — Aus der Fülle der Artikel, die dieses Heft dem Leser bietet, seien nur folgende hervorgehoben. Die Zeitereignisse werden in den reich illustrierten Aufsätzen „Das Jubiläum der Tiroler Freiheitskämpfe“ von A. C. Platter und „Die Eröffnung des Eisernen Thores“ von Paul Lindenberg beleuchtet. „Neue Bahnen“ und „Moderne Goldmacher“ behandeln die neuesten Fortschritte der Chemie und Technik. Gustav Kopal schildert in dem Artikel „An der Quelle des Lüneburger Salzes“ die größte Saline Deutschlands. Ferner wird noch dem Leser der schwäbischen Dichter, Johann Georg Fischer, der neuerdings seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hat, ein anziehender Artikel gewidmet. In weiteren Kreisen, namentlich unter den Frauen, werden schließlich die „Epizzen aus deutschem Frauenleben in fremden Zonen“ lebhaft interessieren.

Alphonse Daudet, in dessen Landhaus zu Champrofan Edmond de Goncourt im Juli d. J. so unerwartet rasch verschieden ist, hat jüngst unter dem Titel „Ultima“ in Form eines Tagebuchs eine ergreifende Darstellung der letzten Tage und Stunden des großen Freundes und Dichters veröffentlicht. Die Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), die ihren Lesern immer das Interessanteste aus den fremden Literaturen bietet, bringt in ihrem neueren Heft des laufenden Jahrgangs eine treffliche Uebersetzung dieser Daudet'schen Arbeit. Im gleichen Heft beginnen zwei neue, gleich von Anfang an stark fesselnde Romane, „Der Nachfolger“, aus dem Polnischen des M. Gawalewicz, und „Der Linden-zweig“, aus dem Dänischen des Karl Swab.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Lebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto T hiele, Halle (Saale), Leipzig-Str. 87.